Walther Gottfried Seidner

Josephini und die Fingernägel

Vor sechzig Jahren brannte das Hermannstädter Stadttheater ab.

Von den Plakaten sah er zu uns Schülern sehr ernst herab. Die farbige Sonnenbrille und der Turban mit Pfauenfeder gaben ihm das Aussehen eines Moguls aus Tausend und einer Nacht. Er stachelte unsere Neugierde an, so dass wir unseren Eltern von hinfort mit der Bitte in den Ohren lagen, sie mögen uns doch zur Vorstellung des Bukarester Zauberkünstlers Josephini mitnehmen.

Mein Vater hielt uns Kinder sowieso schon oft genug mit Taschenspielertricks und Fingerkniffen frei. Er war eben ein Freizeit-Zauberer. Unsere Bitte traf daher auf ein offenes Ohr.

Und so wurde eines Abends zum Theater im Dicken Turm aufgebrochen. Meine jüngere Schwester Erna durfte mitgehen. Ilse und Erni blieben in der Obhut der Ellatante.

Wir saßen vom Vorhang gerechnet in der dritten Loge, in ebener Flucht mit der Rampe; und wir konnten alle Geschehnisse auf der Bühne gut verfolgen.

Der Vorhang ging hoch und die Bühne zeigte sich uns leer - wie ein Schulhof während der Ferien. Ein kühler Hauch wehte herüber; die Bühne war nicht geheizt. Vor der gelb gestreiften Kulisse standen zwei Stühle im Abstand einer Körperlänge. Etwas weiter weg erhob sich ein Blumenständer ohne Blumentopf.

Und dann trat er auf, verneigte sich vor dem Saal und ein Sturm der Begeisterung nahm ihn in Empfang. Er trug dieselbe Sonnenbrille und denselben Turban wie auf den Plakaten. Anfangs redete er leise. Sobald im Zuschauerraum ein Geräusch aufkam, redete er noch leiser. Jählings begrüßte er dann in einem volltönenden Singsang alle, die es der Mühe wert befunden haben, ihm zu begegnen – und er wurde mit einem neuerlichen Beifall belohnt.

Er stellte seine hübsche Assistentin vor – beide steckten in schwarzen Paraderöcken mit rotem Aufschlag – und er fing an, Tauben und Kaninchen aus dem Zylinderhut zu zaubern.

Mein Vater hatte mich noch vor der Vorstellung in das Geheimnis des Zauberns eingewiesen: „Wenn der Zauberer nach dem Zauberstab greift, hintergeht er die Zuschauer, indem er die Aufmerksamkeit von einem verborgenen Zugriff ablenkt“. Trotzdem gelang es mir nicht, alle seine Tricks zu durchschauen.

Aber dann rief er alle, aber auch alle Anwesenden zu sich auf die Bühne. Das gab einen lauten Lacher. „Gebt euch aber keine Mühe mit eurer Zurückhaltung“, sagte er dann, „ich werde meine Mitspieler erstrecht aus euren Reihen heraufholen“. Man möge ihm scharf in die Augen sehen – und er werde schon herausbekommen, wer ein geeignetes Medium sei. Das Wort „Medium“ klang für mich nach Medi, also nach Mädchen – und ich flüsterte meiner Schwester, sie möge ihm nicht in die Augen sehen.

Josephini nahm indessen den Turban und die Sonnenbrille ab, warf sie der Assistentin zu, die die beiden Requisiten auf dem Blumenständer ablegte. Der Turban sah nun durch das Sonnenglas in den Zuschauerraum.

Der Meister zählte bis drei, schlug die Hände vor seinen Augen zusammen, ballte die Fäuste, streckte die Finger aus, schwenkte sie in wellenden Bewegungen – und etwa zwölf Männer und eine Frau traten aus dem Parkett auf die Bühne.

Sehr bald verwandelte sich die Bühne in ein Tollhaus.

Er hypnotisierte sie alle der Reihe nach, lehnte sie an die Rückwand der gelbgestreiften Kulisse, holte sie herzu, wenn er ihrer bedurfte, und befahl ihnen, etwa eine Eisenbahn darzustellen, was ihm auch glänzend gelang. Ein stattliches Mannsbild ging als „dampfende Lokomotive“ voran und die übrigen „Waggons“ folgten ihm nach. Die Frau ging als Kartenzwickerin von einem „Waggon“ zum andern und verlangte die „Fahrkarten“ zur Einsicht. Die Assistentin begleitete alle Bewegungen auf der Bühne mit vieldeutigen Gebärden, so als müsse sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf das Handeln ihres Meisters lenken.

Zuletzt versetzte der Meister die Kartenzwickerin in den kataleptischen Zustand, in eine Starre, die ausreichte, dass sie minutenlang in der Waagerechten verharrte, indem sie ihren Kopf und ihre Fersen jeweils auf den beiden Stühlen aufstütz-

te. In wachem Zustand könnte kein Mensch diese Glanzleistung aufstellen.

Im Zuschauerraum knisterte es vor Spannung. Nachdem er die Dame mit Hilfe zweier Männer an die Rückwand stellte, schnippte er dreimal mit Daumen und Zeigefinger – und die Frau erwachte aus der Trance. Und er entließ sie ins Publikum.

Aber dann kam der Höhepunkt des Abends. Für mich zumindest. Josephini forderte die Zuschauer auf, ihm fest in die Augen zu sehen, die Finger ineinander zu legen und die Handflächen kräftig gegen einander zu drücken.

Was könnte ich schon verlieren, wenn ich mitmachte?! Und ich legte die Finger ineinander und stützte mich auf die gepolsterte Brüstung der Loge. Josephini zählte laut mit durchdringender Stimme: eins, zwei drei! Dann kam er der Rampe etwa drei Schritte entgegen, hob die Hände hoch, schleuderte sie nach unten und schnippte erneut, dass es diesmal im Parkett nur so widerhallte. „So!!“ rief er mit der Stimme eines Feldherrn: „Und jetzt sollen all jene auf die Bühne kommen, die ihre Hände nicht auseinanderreißen können!“.

Im Saal fing es an zu rumoren. Ein Wogen und Wanken lief durch die Reihen. Und schon verließen einige Zuschauer ihre Sitze und traten auf die Bühne. Ich wandte mich an meine Mutter und stellte mich, als könne ich die Hände nicht auseinander reißen. Irgendein Schelm, den ich auch sonst im Nacken trug, verleitete mich dazu. Ich meinte, meiner Mutter gegenüber könne ich mir den Spaß erlauben. Hätte sie nur nicht sofort einen Schreckensschrei ausgestoßen!

„Du Fred“, ruft sie fassungslos, so dass nun der ganze Saal in unsere Richtung blickte, „schau dir dieses Kind an!“

Mein Vater sieht mich fragend an und ich zeige ihm mit gestellt ratlosem Gesichtsausdruck meine „verknoteten“ Hände. Ich hatte mich aus dem samtenen Sessel erhoben und erwartete neugierig, was er zu sagen hatte. Aber mein Vater hebt seine Rechte, so als wollte er zu einer saftigen Ohrfeige ausholen. – Und ich konnte sicher sein, ich hätte sie auch empfangen, hätte ich meine Hände nicht blitzschnell auseinandergerissen. Mit seiner „Gegenhypnose“ war auch der Spuk auf- und davongeflogen. Ich wurde nicht bestraft. Auch später nicht. „Bestraft“ wurde mein Bruder, weil ich alles, was ich

auch sonst erlebte, mit ihm durchexerzieren musste. Er, der nicht dabei war, wurde nun aufs Genaueste in die Rolle des „Hypnotisierten“ eingewiesen. Er musste die Lokomotive spielen, meine Schwester hingegen die Kartenzwickerin.

Was damals mit den Hypnotisierten des Josephini geschehen war, und ob sie bis zuletzt ihre Hände auseinanderreißen konnten, weiß ich nicht mehr; denn ein Arzt und eine Krankenschwester kamen zu unserer Loge in der Annahme, meine Mutter sei ohnmächtig geworden. Solches soll ja hin und wieder vorgekommen sein.

Die Geschäftigkeit um uns herum war meinem Vater dann doch zu peinlich und wir verließen das Theater. Zum letzten Mal, denn am 19. Februar 1949, dem Namenstag meiner Mutter, sollte das Theater im Dicken Turm bis auf die Grundmauern abbrennen.

Aber noch stand es in seiner barocken Einmaligkeit und ich hörte die Erwachsenen sagen, es gebe nur noch in Klausenburg, Temeschburg, gar in Wien ein Theater in ähnlich kunstvoller Ausführung.

In unserer Nachbarschaft spielten wir sehr oft vor unseren Gespielen das Spektakel mit Hypnotisieren und Kartenzwicken. Dabei erwies sich mein Bruder als sehr anstellig und meine Schwester entwickelte eine schlafwandlerische Grazie, dass sogar ich bezaubert war. Nur die Darbietung mit dem kataleptischen Zustand wollte nicht glattgehen.

Gewirkt hat die Hypnose des Josephini augenscheinlich in einem ganz andern Bezug: Von Stund an nagte ich nicht mehr an den Fingernägeln! Meine Mutter hat bis dahin alles versucht, mich davon abzubringen. Auf den Rat der Ellatante hat sie meine Fingerkuppen sogar mit Hühnermist bestrichen. Nichts hat geholfen. Nur Josephini und seine Aufforderung, die Finger ineinanderzufügen, hat genützt. Vielleicht auch die angedrohte Maulschelle meines Vaters.

Später hat mein Vater oft gesagt, wenn politische Veränderungen ins Haus standen, wenn sich die rote Zeit ähnlich der braunen Zeit gebarte: „Abermals geht es zu nach der Vorgehensweise des Josephini: Kaum tritt ein Wettermacher in Erscheinung – schon finden sich welche, die sich auf die Bühne rufen lassen“.

Erst nach der Wende 1989 gelang es letztendlich, die verschränkten Hände auseinanderzureißen.

Freilich haben sich zwischenzeitlich die neueren „Taschenspieler“ zurückgemeldet. – Es geht anscheinend nicht ohne einen Josephini. Er wurde bislang zu unzähligen Malen aus dem Hut gezaubert. Denken wir an Pleiten, Pech und Banken, an das neuerliche Nagen an den Fingernägeln, an den „Zauber-Stab“ der Aufsichtsräte. Überdenken wir nicht zuletzt die beiden Allerweltswörter: Risiko und Krisiko.

Jede Zeit hat ihre „KrisanThemen.“

###